

Bibelfest und ungläubig
Der Dichter und sein
Lenker: Wie sich Friedrich
Dürrenmatt mit Gott ab-
plagte. HINTERGRUND 3

«Ich rede oft mit Gott»
Adam Quadroni, der das
Bündner Baukartell auf-
deckte, im Gespräch mit
«reformiert». REGION 11



Foto: Annick Ramp

Ins Reine kommen
Vergebung suchen, verge-
ben können: Ein Täter und
ein Opfer erzählen von
ihrem Ringen. DOSSIER 5–8

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre
Kirchgemeinde lesen Sie
in Ihrer Gemeindebeilage
im 2. Bund. AB SEITE 15

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-
reformierte Zeitung

Nr. 1/Januar 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Gastbeitrag

Im Anfang war das Wort. Ist das Wort am Ende?

Sprache Wer das Sagen hat, kann sagen, was er will. Er kann das Gute zum Bösen erklären und umgekehrt. Und viele glauben ihm, weil sie dem Wort vertrauen. Es ist Zeit für eine neue Sprache.



Illustration: Paula Troxler

«Wenn ich ein Wort benutze», sagte Humpty Dumpty ziemlich verächtlich, «dann hat es genau die Bedeutung, die ich wähle, nicht mehr und nicht weniger.» «Die Frage ist», sagte Alice, «ob man das machen kann, dass Wörter so viel Verschiedenes bedeuten.» «Die Frage ist», sagte Humpty Dumpty, «wer das Sagen hat – das ist alles.»

Dieser Dialog zwischen Alice (das Mädchen aus «Alice hinter den Spiegeln») und Humpty Dumpty (das egozentrische Ei auf der Mauer) machte mir unglaublichen Eindruck, als ich das Buch als Zehnjähriger zum ersten Mal las. War mir doch damals schon aus dem Johannesevangelium bekannt, dass im Anfang das Wort war – und nun sollte man dieses Wort bedeuten lassen können, was man wollte, wenn man «das Sagen hatte» (respektive «der Stärkere war», wie es in anderen Übersetzungen aus dem Englischen heisst)? Das

war schlicht und einfach phantastisch! Ich wollte auch das Sagen haben! Und mir meine ganz eigene Welt erschaffen, mit ihren ganz eigenen Regeln. Alles, was mir die ganzen Autoritäten sagten – Lehrer, Pfarrer, Eltern –, musste ich nicht einfach hinnehmen, sondern konnte es bedeuten lassen, was ich wollte; konnte alles nach meinem Willen umdeuten.

«Qui fecit caelum et terram» – «(Der,) der Himmel und Erde erschaffen hat»: Diese Worte hörte ich als Sechzehnjähriger beim Apostolischen Segen in der Kathedrale in Chur. Das war für mich der Punkt, an dem mir klar wurde: «Ich will keine Welt akzeptieren, die jemand Anderes erschaffen hat! Jetzt will ich der Stärkere sein! Jetzt mache ich es!» Und ich begann, mein erstes Buch (meine eigene Welt) zu schreiben, «Qui fezeit». Und die Worte wurden Fleisch, sprich: Das Buch wurde von ei-

nem Verlag herausgebracht und erblickte das Licht des Tages; es war wirklich da; jedermann konnte es anfassen, auch der allergrösste zweifelnde Thomas. Ich war der Herr des Logos (wie es im Johannesevangelium heisst; Logos = Wort, Rede, geistiges Vermögen und was dieses hervorbringt). Ich fühlte mich unbesiegbar.

Nun, das ist 23 Jahre her, und «Qui fezeit» verstaubt und vermodert in irgendwelchen Buchantiquariaten; wir schreiben das Jahr 2020, und alles kann alles Mögliche bedeuten. Denn «das Sagen» – wie es der grosse Sprach-/Realitätsphilosoph Humpty Dumpty formulierte – haben ganz und gar unsägliche Instanzen an sich gerissen. Die wahren Herren des Logos 2020: Sie wollen, dass nichts mehr das bedeutet, was es bedeutet (oh, wenn doch etwas nur etwas bedeutete!). Wenn jemand etwas sagt (im Fernsehen zum Beispiel), kann man

Die mit der Sprache willentlich angerichtete Verwirrung ist perfekt.

fast sicher sein, dass schon kurz danach Verschwörungstheorien auftauchen (bevorzugt im Internet), wonach das, was dieser Jemand gesagt hat, in Wirklichkeit etwas ganz anderes bedeutet. Zu jeder Schilderung eines Ereignisses kommen x andere Schilderungen dazu, die der ursprünglichen Schilderung (und sich gegenseitig)

widersprechen. Parallelschilderungen, die Parallelwelten erschaffen. Man weiss nicht mehr, wem und was man glauben soll. Fest steht nur: Dem Logos glaubt man am allerwenigsten. Die mit der Sprache willentlich angerichtete Verwirrung ist perfekt.

Man hat sich an Fake News gewöhnt. Ein Herr aus Amerika hat sich in den letzten vier Jahren für den Allerstärksten gehalten und mit der Sprache gemacht, was er wollte. Und seine Worte wurden von seinen Anhängern für bare Münze genommen. Was diesen Herrn betrifft, so habe ich letzthin eine Dokumentation gesehen, in der eine verblüffende These aufgestellt wurde: In einschlägigen Internetforen tätige Aktivisten berichteten darüber, diesen Herrn zum Präsidenten gewählt zu haben (und ihre Leser dazu aufgefordert zu haben, das Gleiche zu tun), nicht weil er der ihrer Meinung nach beste Kandidat war, sondern der schlechteste. Die aufgestellte These also war: Dieser Herr ist Präsident geworden dank der Leute, die den schlechtesten wollten.

Schlecht ist das neue gut. Derart hat sich schon alles verschoben! Aber warum wollten diese Leute den schlechtesten? In der Hoffnung, er möge die ganze Welt in den Abgrund reissen? In einer Art Todessehnsucht? In der morbiden Absicht, letztlich «(Den,) der Himmel und Erde erschaffen hat», zu vernichten?

Nun steht das Jahr 2021 vor der Tür. Und wir müssen schauen, wie wir mit dem Logos umgehen, denn er hat durchaus den Drang, Realität zu werden. Ist er noch zu retten? Oder ist er in tausend Stücke zersprungen wie das Ei Humpty Dumpty, das von der Mauer fiel? Was haben wir dazu beigetragen, dass der Logos auf dem Zahnfleisch geht? Braucht es einen neuen Logos? Gibt es Hoffnung, solange es Sprache gibt? Oder kann alles nur gut werden, wenn keine Sprache mehr da ist?

Eine einzige Fragenkaskade zum Schluss! Kann ich Sie als Leser so zurücklassen? Ich befürchte, es bleibt mir nichts anderes übrig. Wenn ich wüsste, wie eine mögliche neue Sprache beschaffen wäre, könnte ich Sie Ihnen nicht auf herkömmlichem sprachlichem Weg beschreiben. Ich denke, Sie müssen die neue Sprache selber kreieren, wenn Sie finden, dass es eine solche braucht. Wir können uns ja wieder einmal an dieser Stelle treffen, und ich sage Ihnen dann, wie es mir in der Welt ergangen ist, die Sie erschaffen (oder nicht erschaffen) haben.

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller («Endlich Nichtleser») und lebt in Schwamendingen.

Kirchliche Gassenarbeit ausgezeichnet

Preis Der «Berner Sozialpreis 2020 freiwillig. engagiert» geht an drei Projekte: Der Verein Kirchliche Gassenarbeit, das Projekt «Local Hero» und der Verein Medina hätten nach Möglichkeiten gesucht, das lokale Gewerbe wie auch obdachlose und randständige Menschen in der Corona-Krise zu unterstützen, heisst es in einer Mitteilung. Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Bern hat sein Angebot umgestellt und seinen Bestand an freiwillig Mitwirkenden innert kurzer Zeit um circa 50 Personen erweitert. ref.ch

Triage aus ethischer Perspektive

Ethik Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) publizierte unter dem Titel «Aus Unglück darf nicht Ungerechtigkeit werden» zehn Fragen und Antworten zur Triage in Zeiten der Corona-Pandemie. Sie weist auf die ethischen Probleme von Triage-Entscheidungen hin und skizziert Vorschläge, wie mit der Knappheitssituation in der Intensivmedizin ethisch bewusst umgegangen werden kann. mar

Bericht: reformiert.info/triage

Junge lassen sich lieber online helfen

Jubiläum Zum 25-jährigen Bestehen liess der E-Mail-Dienst Seelsorge.net seine Arbeit evaluieren. Fazit: Das Angebot kommt gut an. Gerade Menschen, die mit den Angeboten der Kirchgemeinden weniger anfangen könnten, würden mit Seelsorge.net erreicht. Auffallend sei, dass sich besonders viele junge und kirchenferne Personen an den Dienst wendeten. Entsprechend waren rund 40 Prozent der Hilfesuchenden unter 30 Jahren. mar

Interview: reformiert.info/seelsorge

Seelsorge für Soldaten neu aufgeleitet

Armee Die Armee stellt ihre Seelsorge auf eine neue Basis. Derzeit sind in der Armeeseelsorge 170 Mitglieder der reformierten Kirche, der Römisch-katholischen Kirche sowie der Christkatholischen Kirche tätig. Diese Kirchen und der Verband Freikirchen.ch haben die Grundlagen und Arbeitsweisen der Armeeseelsorge letztes Frühjahr gemeinsam und schriftlich anerkannt. heb

Auch das noch

Weihnachten ist noch nicht vorbei

Kirchenjahr Schon bald, am 6. Januar, ist Dreikönigstag. Da isst man den Dreikönigskuchen und gedenkt der Heiligen Drei Könige, die laut Bibel das Christuskind in der Krippe aufsuchten. Nach Dreikönig ist Weihnachten definitiv zu Ende. Die Gläubigen orthodoxer Konfession jedoch zünden die Weihnachtlichter jetzt erst an: Sie feiern das Fest am 6. Januar. Das hat aber nichts mit Dreikönig zu tun, sondern mit dem alten julianischen Kalender, der zeitverschiebt das orthodoxe Kirchenjahr nach wie vor bestimmt. heb

Die Banner sind weg, Fragen bleiben

Politik Das Engagement der Kirche für die Konzerninitiative hat Gräben aufgerissen, auch im Kirchenvolk selbst, und Unternehmer brüskiert. In der reformierten Berner Landeskirche denkt man jetzt über Spielregeln nach.



Abbau des grossen Politbanners an der Pauluskirche Bern. Foto: Florian Brunner

Die orangen Ja-Banner an den Balkonen, Hausfassaden und Kirchtürmen sind verschwunden, die Abstimmung hat stattgefunden: Die Initiative zur Konzernverantwortung (Kovi), die im Ausland tätige Schweizer Konzerne ethisch in die Pflicht nehmen wollte, ist am Ständemehr gescheitert. Damit ist das Thema aber nicht vom Tisch, gerade auch für die Kirchen nicht: Sie werden diskutieren müssen, wie weit ihr Engagement in politischen Dingen künftig gehen soll und darf.

Unternehmer ärgerten sich Im Kanton Bern gilt die reformierte Landeskirche nach wie vor als Teil der staatsbürgerlichen Identität, vor allem in den traditionell geprägten Landregionen, wo man sich eine politisch zurückhaltende Kirche gewöhnt ist. Entsprechend empfand man es in bürgerlichen Kreisen als ungehörig, dass sich die Kirche in der Kovi-Frage so dezidiert mit einem «linken» Anliegen solidarisierte. Und bürgerliche Unternehmer gaben zu bedenken, dass die Kirche auch von ihren Unternehmenssteuern profitiere.

«Die Kirche will mitreden, aber nicht Parteipolitik betreiben.»

Judith Pörksen
Synodalratspräsidentin Bern

BDP-Grossrat Francesco Rappa aus Burgdorf hat in dieser Sache Anfang November im Kantonsparlament einen Vorstoss eingereicht mit dem Ziel, dass die Steuern, welche die Unternehmen obligatorisch an die Kirche zahlen, freiwillig werden. Juristische Personen zu verpflichten, «bedingungslos die Kirchensteuer zu entrichten, mit der dann wieder Kampagnen geführt werden, die den Interessen der juristischen Personen diametral entgegenlaufen», sei sehr stossend, lautet Rappas Argumentation.

Dass sich längst nicht alle Kirchenmitglieder mit politischen Ak-

tionen ihrer Kirche identifizieren können, weiss der Synodalrat der reformierten Landeskirchen Bern-Jura-Solothurn (Refbejus). Noch vor der Abstimmung hat er deshalb eine Medienmitteilung versandt, in der er seine theologischen Überlegungen pro Kovi zwar bekräftigte, zugleich aber eingestand, dass die Kirche im Zuge der Kampagne auch Leute enttäuscht, verletzt und provoziert habe.

Dabei lässt man es bei Refbejus aber nicht bewenden. Denn auf der politischen Agenda der Schweiz stehen immer wieder Themen, die auch zu den Kernanliegen der Kirche gehören. Wie soll sie mitreden, klar und engagiert, aber ohne Andersdenkende vor der Kopf zu stossen? Judith Pörksen, Synodalratspräsidentin von Refbejus, hält fest: «Darüber müssen wir nachdenken.» Sie will einen Prozess anstossen mit dem Ziel, Spielregeln im Umgang mit politischen Themen zu definieren. In welchem Rahmen die Diskussion stattfinden soll, ist noch offen.

«Kitt der Gesellschaft»

Zwei Dinge stellt Pörksen schon jetzt klar: «Unterstellt wurde uns, dass die Kirche generell gegen die Wirtschaft sei, aber dem ist nicht so.» Gerade die KMU seien für die Kirche wichtige Partner. «Und bei Konzernen sollten diejenigen nicht benachteiligt werden, die ihre Verantwortung wahrnehmen.» Zweitens: Die Kirche lasse sich nicht verbieten, bei aktuellen Themen weiterhin mitzureden, das gehöre zu ihrem Auftrag. «Parteipolitik betreiben wollen wir aber nicht.»

Judith Pörksen spricht von einem Spagat. Einerseits verstehe sich die Volkskirche als Kitt der Gesellschaft, andererseits sei gerade in politischen Fragen ein Stadt-Land-Graben auszumachen. Statt zu kiten, könne die Kirche beim Politisieren schnell einmal spalten. Es gebe aber sehr wohl Möglichkeiten, in wichtigen Themen eine gehörige Stimme zu sein. Pörksen denkt zum Beispiel an den Themenkreis Umwelt: Wenn es die Kirche schaffe, vor Ort Akteure von Umweltschützern und Landwirten bis hin zu politischen Behörden und Unternehmen für ein gemeinsames Projekt zu begeistern, befinde sie sich auf dem Königsweg. Hans Herrmann

Die Pandemie reisst ein Loch in die Kassen

Haus der Religionen Geschäftsleiterin Karin Mykytjuk spricht über die aktuelle Situation der Institution und der Religionsgemeinschaften.

Seit Mitte Oktober ist das Haus der Religionen wegen Corona zu.

Wie ist die Stimmung im Haus?

Karin Mykytjuk: Wir sind ein Haus der Begegnungen, und ohne Begegnungen verfehlt unsere Institution seinen Sinn und Zweck. Die Atmosphäre lebt von spontanen Interaktionen; bei Führungen, beim Mittagessen im Restaurant. All dies fällt weg. Das stimmt mich traurig.

Gebetsräume wie Tempel oder Moschee sind offen. Wie geht es den Religionsgemeinschaften?

In den Gotteshäusern sind maximal 15 Personen zugelassen. Der Imam hält am Freitag mehrere kürzere Predigten. Ein Schichtbetrieb sozusagen. Auch im Hindutempel gehen die Gläubigen gestaffelt ein und aus.

Corona reisst ein Loch in die Kassen der Gemeinschaften. Sie finanzieren sich ausser durch Mitgliederbeiträge vor allem durch Spenden, die sie etwa an Festen und Hochzeiten sammeln. Die fehlen.

Können die Gemeinschaften die Mieten noch bezahlen?

Wir, der Verein «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen», mieten die Räumlichkeiten von der Stiftung Europaplatz. Diese vermieten wir an die Religionsgemeinschaften weiter. Im Frühling stellten wir bei den beiden grossen Landeskirchen ein Gesuch für Mieterlass, woran sich auch die Stiftung beteiligte. Damit konnten wir den Gemeinschaften drei Monatsmieten erlassen – fast 50 000 Franken.

Das war im Frühling. Verzichten Sie auch jetzt auf die Mieten?

Das ist schwierig, denn auch uns fehlt Geld. Rund die Hälfte unserer Einnahmen generieren wir aus Beiträgen von Gönnern, Stiftungen und der öffentlichen Hand wie Stadt, Kirchen und Kanton. Die andere Hälfte nehmen wir selber ein, etwa durch Führungen, Vermietungen oder im Restaurant. Da seit dem 24. Oktober alles zu ist, fallen diese Einnahmen weg. Zudem bin ich seit dem Frühjahr auf der Suche nach neuen Geldgebern für unsere Projekte. Die Gesuche sind eingereicht. Ich warte auf Antworten.



Was bedeutet das für 2021?

Wir haben einen Fehlbetrag von rund 200 000 Franken budgetiert.

Es fehlt Geld, und Pensionierungen stehen an. Wie geht es weiter?

Das Haus ist eine Erfolgsgeschichte. Es wuchs schnell, nicht aber die Strukturen. Jetzt, mit der Ruhe, die Corona bringt, haben wir Zeit, diese zu überdenken. Das Team und ich erarbeiten einen Strukturierungsprozess. Ich möchte das Haus zu einer agilen Organisation machen, in der meine Position als Geschäftsführerin vielleicht sogar hinfällig wird. Interview: Nicola Mohler

«Wir sind ein Haus der Begegnungen, und ohne diese verfehlt unsere Institution ihren Sinn und Zweck.»

Karin Mykytjuk
Geschäftsleiterin Haus der Religionen

Die grosse Sehnsucht nach dem verlorenen Glauben

Literatur Der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt wurde vor 100 Jahren geboren. Der Pfarrerssohn bekannte sich spät zum Atheismus und kam dennoch nie von Gott los. Dürrenmatt-Experte Pierre Bühler legt die theologischen Spuren im Gesamtwerk frei und entdeckt darin die Zumutung der Gnade.



Aufgepasst: Niklaus Meienberg und Loris Scola hören Friedrich Dürrenmatt (von links) zu, der in der Kronenhalle seinen 65. Geburtstag feiert.

Foto: Keystone

«Nichts.» Damit endet die berühmte Erzählung «Der Tunnel» von Friedrich Dürrenmatt, der am 5. Januar 100 Jahre alt geworden wäre.

Der Student, der als Einziger im Zug merkt, dass ein kurzer Tunnel auf der Strecke von Bern nach Zürich zum dunklen Abgrund wird, beantwortet mit dem Wort die Frage des Zugführers, was zu tun sei. In der Erstfassung von 1952 schiebt er nach: «Gott liess uns fallen, und so stürzen wir denn auf ihn zu.»

Ein Satz, «der die Dialektik vom richtenden und gnädigen Gott zusammenbringt», sagt Pierre Bühler. Vielleicht habe ihn der Autor darum gestrichen, als er die Erzählung 1978 erneut publizierte: «Weil er sich allzu gut für Predigten eignet.» Der emeritierte Theologieprofessor ist fasziniert von Dürrenmatts Texten, seit er als Gymnasiast in Biel über den «Besuch der alten Dame», den die Theatergruppe aufführte, einen Zeitungsartikel schrieb.

Grausamkeit der Komödie

Mit Blick auf Dürrenmatts Gesamtwerk ist der neue Schluss konsequent. Eine Geschichte ist für ihn «dann zu Ende gedacht, wenn sie die schlimmstmögliche Wendung genommen hat». Eine Apokalypse ohne Hoffnung auf das neue Jerusalem. Dürrenmatts «Tunnel» etwa ist mit Blick auf die Klimakrise beklemmend aktuell: Die Fahrgäste machen sich keine Sorgen, solange der Fahrplan stimmt. Ins Nichts fallend, tun sie nichts.

Da Dürrenmatt aktuelle Fragen aufgreift, sucht er in der Darstellung die Distanz. Seine Kunst «will nicht mitleiden, sie will darstellen»,

schreibt er in seinen «Anmerkungen zur Komödie». Und nur das Groteske besitze «die Grausamkeit der Objektivität, doch ist sie nicht die Kunst des Nihilisten, sondern weit eher des Moralisten». Diese Kunstform sei «unbequem, aber nötig».

In dem, was auf der Bühne gezeigt wird, verbinden sich Dürrenmatts Komödien mit der griechischen Tragödie: Verhandelt wird das Scheitern der Menschen. Während sie im Drama an der Unausweichlichkeit des Schicksals zugrunde gehen und die Katastrophe oft gerade dadurch beschleunigen, dass sie sich vor ihr retten wollen, zerschellen bei Dürrenmatt die Ideale seiner Figuren an der Realität.

Noch eine weitere Differenz zum Drama benennt Dürrenmatt: Bringt der Tragiker seine Helden «tränen-

überströmt um», ermorde der Autor der Komödie sie «hohnlachend». Die Beziehung zum Publikum ähnelt für Dürrenmatt jener, «die zwei Faustkämpfer zueinander haben».

Ehrendoktor der Theologie

Mit der grotesken Objektivität der Darstellung kontrastiert die Subjektivität des Blicks auf die Welt. Dabei wurde Dürrenmatt vom Philosophen Søren Kierkegaard beeinflusst. Ohne diesen sei er als Schriftsteller nicht zu verstehen, äussert er sich einmal. Dass Dürrenmatt sein Werk offensichtlich nicht für sich selbst stehen lässt und auf Bezügen zu Religion und Philosophie beharrt, macht ihn zum modernen Sonderling. Als er Germanistik und Philosophie studierte, plante er eine Dissertation über Kierkegaard. Ers-

te Texte des Philosophen las er bereits in der Bibliothek seines Vaters, der in Konolfingen und später in Bern Pfarrer war.

Seine protestantische Herkunft prägt Dürrenmatt, verbunden mit einem individuellen Glauben, der bei Kierkegaard anknüpft: «Nun bin ich selber Christ, genauer Protestant, noch genauer, ein sehr merkwürdiger Protestant, einer, der seinen Glauben für etwas Subjektives hält, für einen Glauben, der durch jeden Versuch, ihn zu objektivieren, verfälscht wird», schreibt er 1976 in seinem Essay über Israel.

Die Theologische Fakultät Zürich nimmt die Selbstbezeichnung auf, als sie Dürrenmatt 1983 mit der Ehrendoktorwürde auszeichnet. Sie lobt ihn als Dichter, der die Theologie «mit gegensätzlichen Impulsen

Dürrenmatt als Maler und Zeichner

Bereits als Kind malte Friedrich Dürrenmatt. «Soll ich malen oder schreiben. Es drängt mich zu beidem», schrieb er in jungen Jahren seinem Vater. Er entschied sich für den Beruf des Schriftstellers, malte aber weiterhin nebenher. Als er sich 1973 vom Theater abwendete, widmete er sich ganz bewusst der bildenden Kunst. Seine Bilder seien keine Nebenarbeiten zum literarischen Werk, sondern «die gezeichneten und gemalten Schlachtfelder, auf denen sich meine schriftstellerischen Kämpfe, Abenteuer, Experimente und Niederlagen abspielen», schrieb Dürrenmatt in «Persönliche Anmerkungen

zu meinen Bildern und Zeichnungen». Häufig malte er Schwarz in Schwarz mit Feder und Tusche, immer wieder aber auch mit kräftigen Gouache-Farben. Neben Karikaturen, Lithografien, Porträts und Wandmalereien hinterliess Dürrenmatt auch Illustrationen, die immer wieder im Dialog mit seinem literarischen Werk stehen. Viele seiner Bilder stellte er zu Lebzeiten weder aus, noch verkaufte er diese.

Kreuzigungen und Engel

Erst nach seinem Tod gelangten die Bilder mit der Eröffnung des Centre Dürrenmatt Neuchâtel im Jahr 2000 an die Öffentlichkeit. Das von Mario Botta erbaute Museum ist im Besitz von rund 1000 Einzelzeichnungen und verschiedenen Heften.

Dürrenmatts Bilder behandeln oft griechische Mythen, religiöse Motive und biblische Figuren: den Turmbau zu Babel, Apokalypsen, Engel, Päpste oder die Hochzeit zu Kana. Eine wichtige Federzeichnung aus dem Jahr 1939 zeigt Christus am Kreuz. Dieses Motiv hat er später mehrmals aufgenommen. «Dazwischen liegt ein künstlerisches Leben, in dem die Auseinandersetzung mit der Religion eine Konstante bleibt», sagt Madeleine Betschart, Leiterin des Centre Dürrenmatt Neuchâtel (CDN). «reformiert.» begleitet Madeleine Betschart durch die neue Dauerausstellung im CDN auf der Suche nach den religiösen Spuren in Dürrenmatts Bilderwerk. nm

Video: [reformiert.info/duerenmatt](https://www.reformiert.info/duerenmatt)

ihrer Tradition konfrontiert und herausfordert». Eine solche theologische Provokation erkennt Bühler in der 1953 uraufgeführten Komödie «Ein Engel kommt nach Babylon»: Die Gnade Gottes kommt im Wesen eines schönen Mädchens auf die Welt und soll dem ärmsten Bettler geschenkt werden. Doch die Gnade bringt Verwirrung statt Erlösung.

Der Bettler ist eigentlich der einzige freie Mensch in der Stadt, in welcher der König Nebukadnezar seiner Ideologie gehorchend das Bettlerwesen beseitigen will. «Dass Gottes Gnade Unheil stiftet, ist die religiöse Form der schlimmstmöglichen Wendung», erklärt Bühler.

Das kreative Scheitern

Der Glaube wird zum grossen Dennoch: eine Möglichkeit, mit den Zufällen, mit denen der Mensch konfrontiert ist, klarzukommen. Dafür muss er sich auf die Gnade einlassen, selbst wenn sie eine Zumutung ist. Wie im Roman «Griechen sucht Griechin», wo Chloé als zweifelhafte Erlöserin das Wertegebäude der Hauptfigur zum Einsturz bringt.

Nur der Liebe gelinge es, «die Gnade anzunehmen, wie sie ist», lässt Dürrenmatt den Staatspräsidenten sagen, der sich unverhofft zum Prediger aufschwingt: «Die Hoffnung, ein Sinn sei hinter all dem Unsinn, hinter all diesen Schrecken, vermögen nur jene zu bewahren, die dennoch lieben.» In der Formulierung findet der biblische Dreiklang von «Glaube, Hoffnung, Liebe» (1. Kor 13,13) sein ironisches Echo.

Friedrich Dürrenmatt scheint an der existenziellen Aufgabe des Glaubens kreativ zu scheitern. Er ist «behaftet mit der Beule des Zweifels, misstrauisch gegen den Glauben, den

«Nun bin ich selber Christ, genauer Protestant, noch genauer ein sehr merkwürdiger Protestant.»

Friedrich Dürrenmatt (1921–1990)
Schriftsteller

er bewundert, weil er ihn verloren hat». Das lässt er in «Es steht geschrieben» eine Figur sagen, die vor dem Vorhang über den Autor redet.

Die letzte Rebellion

Ungebrochen bleiben die Faszination für biblische Motive und das Interesse an der Gottesfrage, wobei für Dürrenmatt Gott immer stärker zur reinen Fiktion wird. Im «Selbstgespräch» ist Gott eine Idee mit so vielen Namen, dass sie sich «an keinen mehr erinnert». Dennoch wird die Gottesvorstellung real, indem sie als ein literarisches Ich spricht.

Von Gott kommt Dürrenmatt nie ganz los, obwohl er 1988, zwei Jahre vor seinem Tod, die «Pflicht zum Atheismus» ausruft, um sich in der «Zeit der Khomeinis» vom Fundamentalismus von Teheran bis Rom zu distanzieren. Für den Theologen Pierre Bühler ein «protestantischer Atheismus»: die Rebellion gegen einen Glauben, der meint, die Wahrheit für sich gepachtet zu haben. Vielleicht auch der alte protestantische Trotz: unbequem zwar, aber manchmal nötig. Felix Reich



Die Fotovoltaikanlage auf dem Dach des Ökumenischen Zentrums Ittigen.

Foto: Jene Novakovic

Kirchen setzen auf Energie vom Himmel

Elektrizität Kirchen sind ideale Standorte für Solaranlagen. Beispiele zeigen, dass dies auch bei schützenswerten Gebäuden möglich ist. Die Denkmalpflege sei früh in die Planung einzubeziehen, rät der Verein Oeku.

Es wird eine Premiere für die Reformierten im Kanton Bern: eine Solaranlage auf einer Kirche. Die Kirchgemeinde Ostermundigen hat die Baubewilligung erhalten, obwohl die Denkmalpflege eine Solaranlage auf einem Nebengebäude empfohlen hatte. Jetzt gilt es, die Finanzierung zu klären. 150 000 Franken kostet das Projekt. Die 240 Quadratmeter Solarmodule werden in das Dach integriert; sie werden also nicht auf das bestehende Dach montiert, um das Erscheinungsbild der schützenswerten Kirche möglichst nicht zu verändern. Die geplante

Anlage soll die Kirche, das Pfarrhaus, das Kirchgemeindehaus und die Büroräumlichkeiten mit Strom versorgen. «Früh haben wir das Gespräch mit der Denkmalpflege gesucht. Und eine Lösung gefunden, die nach Abklärung mit dem Amt für Umwelt und Energie die gesetzlichen Vorgaben erfüllt», sagt der Kirchgemeinderat Fritz Spörri im Gespräch mit «reformiert».

Gute Umsetzungen möglich Die Denkmalpflege früh in das Projekt einzubinden: Das rät Kurt Aufderreggen vom Verein Oeku Kirche

Fonds für Solaranlagen

Die Reformierte Berner Landeskirche stellt von 2020 bis 2023 einen weiteren Fonds für Solaranlagen bereit. Jährlich steht Fördergeld von 125 000 Franken für Kirchgemeinden bereit, die Fotovoltaikanlagen auf den Dächern ihrer Gebäude planen. Die Landeskirche trägt maximal ein Viertel der effektiven Investitionskosten – bis zu 100 000 Franken pro Jahr.

www.refbejuso.ch/solaranlagen

und Umwelt den Kirchgemeinden. Denn nicht jedes Kirchendach ist für eine Solaranlage geeignet – alternative Standorte sind immer zu prüfen wie etwa Kirchgemeinde- oder Pfarrhaus. «Gerät ein Projekt ins Stocken, liegt das Problem häufig bei der Kommunikation zwischen Kirchgemeinde und Behörden», sagt Aufderreggen.

Jüngere Beispiele zeigen, dass die kantonalen Richtlinien gute Lösungen für Anlagen von erneuerbarer Energie ermöglichen: etwa die Anlage auf dem Dach des Ökumenischen Zentrums Ittigen, das nicht als Baudenkmal im kantonalen Bauinventar aufgeführt ist, oder die im Dezember in Betrieb genommene Fotovoltaikanlage auf der katholischen Kirche Bruder Klaus in der Stadt.

Handeln statt nur Predigen

Ob grundsätzlich auf einem Gebäude oder auf einem Baudenkmal Solaranlagen möglich sind, regeln die vom Regierungsrat 2015 erlassenen Richtlinien «Baubewilligungsfreie Anlagen zur Gewinnung erneuerbarer Energien». Kirchen, als «Kulturgüter von nationaler Bedeutung» im Kulturgüterschutzinventar aufgelistet, dürfen solartechnisch nicht aufgerüstet werden. Bei schützens- oder erhaltenswerten Kirchen, die im kantonalen Inventar rangieren, sind Anlagen zur Gewinnung erneuerbarer Energie grundsätzlich bewilligungspflichtig.

Die Bewilligung liegt in der Kompetenz der politischen Gemeinde, unter Berücksichtigung dessen, was die Denkmalpflege empfiehlt. Im Kanton Bern, das Stadtgebiet ausgenommen, sind 550 von rund 700 Kirchen, Kapellen und Pfarrhäusern als schützenswerte oder erhaltenswerte Baudenkmäler von kantonalem Interesse eingestuft.

Die Relevanz von erneuerbaren Energien wird gesellschaftlich immer mehr anerkannt und mitgetragen. Kurt Aufderreggen vom Verein Oeku zeigt sich deshalb erstaunt, dass sich nicht mehr Kirchgemeinden für eine Solaranlage entscheiden: «Sie sind ein weitherum sichtbares Zeichen dafür, dass die Kirche den Auftrag ernst nimmt, verantwortungsvoll mit der Schöpfung umzugehen.» Nicola Mohler

Auszeichnung für eine Theologin

Uni Bern Doris Strahm ist Pionierin in der feministischen Theologie: Dafür bekommt sie nun das Ehrendoktorat.

In der Laudatio der Theologischen Fakultät der Universität Bern heisst es, Doris Strahm sei die Pionierin der feministischen Theologie in der Schweiz. Die 67-Jährige studierte evangelische und katholische Theologie – unter anderem in Bern, wo sie in den Jahren 1985/86 Vorlesungen über die feministisch-theologische Auseinandersetzung mit der traditionellen Theologie hielt. «Meine Laufbahn als freischaffende feministische Theologin hat durch den Berner Lehrauftrag einen entscheidenden Schub bekommen», sagt Strahm zu «reformiert».

Es braucht sie weiterhin

Auch wenn momentan die feministische Theologie keine grossen Wellen werfe und ihre Zukunft ungewiss sei, ist Strahm überzeugt: «Es braucht sie weiterhin, denn noch steht aus, wofür wir gekämpft und was wir uns erhofft haben: eine Welt, in der niemand benachteiligt wird aufgrund von Geschlecht, Kultur, Religion, Hautfarbe, Ethnie, Alter, sexueller Orientierung.» Die freischaffende Publizistin und Referentin hat sich als eine der ersten Theologinnen mit interreligiösen Themen aus der Gender-Perspektive befasst. Nicola Mohler

Interview: reformiert.info/dorisstrahm



Doris Strahm

Foto: Alexandra Jäggi

INSERATE

Hoffnung statt Kinderheirat



Patenkind Saru aus Nepal mit ihrem Chatpate-Imbisswagen / © World Vision

Arm, zu wenig zu essen, oft dreckig – grosse Träume, aber keine Perspektiven. So wächst die kleine Saru auf, wie Tausende andere Kinder in Nepal.

Bereits im Kindesalter sollte Saru verheiratet werden. Der einzige Ausweg für ihre Eltern, die in einer Teppichfabrik schuf-

teten und doch nicht genug zum Überleben verdienen. Eine Ausbildung, nur schon nahrhaftes Essen: Unerreichbar.

Mit dem Imbisswagen zum Studium Nicht unerreichbar! Denn in diese Situation hinein wird Saru für ein Kinderpatenprojekt ausgewählt. «Für mich

änderte das sofort alles. Zum ersten Mal hatte ich wieder Hoffnung auf eine gute Zukunft», sagt sie glücklich. Neben der Unterstützung für Saru erhielten ihre Eltern einen Mikrokredit und starteten damit einen Chatpate – einen pfiffigen nepalesischen Imbisswagen. Dieser lief bald so gut, dass nicht mehr Schulab-

bruch und Kinderheirat im Zentrum standen, sondern Saru sich an der Universität wiederfand. Nun steht sie kurz vor dem Bachelor-Abschluss in Wirtschaftswissenschaften und blickt hoffnungsvoll in die Zukunft: «Meine ganze Familie ist stolz auf mich. Meine Eltern wollen, dass ich weiterstudiere, weil sie mich nun unterstützen können.»

Engagement zieht Kreise

Heute zieht die neu gewonnene Zukunftsperspektive Kreise weit über das Leben von Saru hinaus. Seit einigen Jahren engagiert sich die 20-Jährige als Leiterin bei einer lokalen Partnerorganisation von World Vision gegen Kinderrechtsverstöße wie Kindmissbrauch, Kinderarbeit und Kinderheirat. Sie bietet Kurse für Jungen und Mädchen an, in denen sie ihnen ihre Rechte erklärt und Lebenskompetenzen vermittelt. Seit COVID-19 klärt sie auch über einfache Hygieneregeln auf und gibt über Youtube Tipps, wie man sich zuhause sinnvoll beschäftigen kann.

Bleibende Veränderung

«Wenn World Vision nicht in mein

Dorf gekommen wäre, wäre ich heute nicht so zuversichtlich.» Und obwohl Saru Patenschaft 2019 endete, geht die Veränderung weiter: «Unser Chatpate floriert, und wir können etwas Geld sparen.» «Genau das ist unser Herzensanliegen», sagt Christoph von Toggenburg, CEO von World Vision Schweiz: «Wir freuen uns über nichts mehr, als wenn wir von jungen Menschen hören, wie sie neue Perspektiven erhalten und beginnen, ihr Leben selbst zu gestalten.»

Chosen – in den Händen der Kinder Mit «Chosen» oder in Deutsch «Ausgewählt» erhalten Kinder wie Saru erstmals in der Geschichte der Kinderpatenschaft die Möglichkeit zurück, wieder selbst über ihr eigenes Leben zu entscheiden.

Lassen Sie sich von einem Kind als Pate oder Patin auswählen:

worldvision.ch/chosen



World Vision

DOSSIER: Vergebung

Essay



Wer Gott um Vergebung bittet, soll anderen auch vergeben: Im Unservater-Gebet sind beide Ebenen miteinander verschränkt.

Foto: Annick Ramp

Ein Mittel gegen den brodelnden Vulkan

Farid Ahmed wollte sich nicht von Rachegefühlen überwältigen lassen, nachdem seine Ehefrau von einem australischen Rassist ermordet worden war. Der Muslim folgte damit seiner Religion. Und tat etwas für seinen Seelenfrieden: Nichtvergeben kann zu Angst und Depression führen. Auch Nelson Mandela hat vergeben und so den inneren Frieden Südafrikas gesichert.

Am 15. März 2019 massakrierte ein australischer Rassist in zwei Moscheen von Christchurch in Neuseeland 51 Menschen. Unter den Toten befand sich Husna Ahmed. Ihr Ehemann Farid Ahmed überraschte die Welt mit den Worten, die er bei der Trauerzeremonie sprach: «Ohne Vergebung, ohne Barmherzigkeit zu zeigen, kann ich kein wahrer Anhänger Allahs sein. Ich möchte kein Herz haben, das wie ein Vulkan kocht.»

Damit hat sich Ahmed von den Fesseln befreit, die Hinterbliebene von Mordopfern so oft an die Täter kettet. Er zeigte dabei auch einen besonderen Aspekt der Vergebung. Er vergab, ohne den Täter dabei miteinzubeziehen. Den Täter und dessen Einsicht in sein Unrecht braucht es erst, wenn es um Versöhnung geht. Farid Ahmed half sein Glaube. Dieser eröffnete ihm

die Möglichkeit, Gott als Richter einzusetzen, der über das Massaker urteilen wird. Gott richtet, Gott vergibt: «Vergib uns unsere Schuld.» Aber Gott zählt auch auf die vergebenden Menschen: «... wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.» Nur wenn beide Teile miteinander verschränkt werden, ist die millionenfach gesprochene Bitte im christlichen Unservater-Gebet keine Floskel. Ähnliches findet sich auch in der Koransure wieder, welche die Gläubigen zum Vergeben auffordert und daran erinnert: «Wünscht ihr nicht, dass Allah, der Allvergebende und Barmherzige, euch vergibt?»

Vergebenskulturen

Verggebung hat in den drei abrahamitischen Religionen einen festen Platz. Dafür steht auch die

biblische Josef-Geschichte: Der von seinen Brüdern beinahe Getötete vergibt ihnen, als sie hungernd als Bittsteller nach Ägypten kommen. In religiös anders geprägten Weltgegenden hat Vergebung jedoch einen anderen Klang. Der Schweizer Pfarrer Tobias Brandner, der seit einem Vierteljahrhundert in Hongkong lebt, kann aus eigener Erfahrung die Unterschiede zwischen europäischer und chinesischer Verggebungskultur benennen. «In China will man den anderen nicht in die Situation bringen, dass er um Vergebung bitten muss», sagt Brandner. Das Modell, harmonische Beziehungen nicht zu stören und den anderen unter keinen Umständen in eine Situation hineinzumanövrieren, in der er sein Gesicht verlieren könnte, bestimme das zwischenmenschliche Miteinander.

Das im Alltag fehlende Konzept strahlt laut Brandner auf die politische Ebene aus. So weigert sich Japan, seine barbarische Besatzungspolitik während des Zweiten Weltkriegs in vielen Ländern Asiens zu bekennen. China wiederum ist nicht bereit, die Millionen von Opfern unter Maos Herrschaft zu rehabilitieren. «Der eklatante Unterschied zwischen Europa und Asien im Umgang mit den Abgründen der Geschichte sticht mir vorab in Berlin ins Auge», sagt Brandner. 200 Meter vom Brandenburger Tor entfernt stehe prominent das Holocaust-Denkmal. Unbestritten ist, wie vor 50 Jahren der Kniefall des deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt vor dem Mahnmal für die Opfer des Aufstands im Warschauer Ghetto das deutsch-polnische Verhältnis veränderte. Auch Nelson Man-

dela, der nach 27 Jahren Haft 1990 die Losung «Vergeben, um zu vergessen» ausgab, hat bewiesen, welche politische Wirkung Vergebung entfalten kann.

Gegen Wut und Angst

Vergeben, das hat das Beispiel Farid Ahmeds gezeigt, entfaltet auch individuell eine positive Wirkung für den Seelenfrieden. Der amerikanische Psychologieprofessor Robert Enright hat mit unzähligen Probanden bewiesen, dass Vergeben den Weg öffnet, um nach einer grossen Vertrauenskrise Symptome wie Wut, Angststörungen oder Depressionen zurückzudrängen. Aber der Professor hält auch fest: «Eine Frau, die aus einer gewalttätigen Ehe kommt, kann ihrem Ex-Mann auch verzeihen, ohne zu ihm zurückzukehren und sich zu versöhnen.» Delf Bucher

«Es gibt gute Gründe, nicht zu vergeben»

Verletzungen und Schuld gehören zum Leben. Doch was tun mit Wunden, welche die Zeit nicht heilt? Vergeben und vergessen? Nein, findet die Philosophin Susanne Boshammer. In manchen Fällen sei es besser, nicht allzu schnell vergeben zu wollen. Im Zweifelsfall aber sollten wir dennoch vergeben statt vergelten. Denn jeder Mensch sei mehr als das, was er getan habe.

Die Vergebung genießt im Allgemeinen einen guten Ruf. Nur so könne man mit schmerzhaften Erfahrungen abschliessen und gut weiterleben. Was finden Sie?

Susanne Boshammer: Vieles spricht in der Tat dafür dafür zu verzeihen. Doch wenn Vergebung wie in manchen Lebenshilfebüchern als eine Art Allheilmittel gepriesen wird, stimme ich nicht zu. Denn es gibt auch gute Gründe, nicht zu vergeben. Dazu gehört etwa der Respekt vor uns selbst. Eine Frau, die häusliche Gewalt erlebt und ihrem Mann immer und immer wieder verzeiht, riskiert, ihre Selbstachtung zu verlieren. Nicht immer zu verzeihen heisst, dass ich eine Grenze setze und nicht alles mit mir machen lasse. Diese Grenze gibt mir ein Profil, eine Art sittliche Kontur, die dem anderen signalisiert: bis hierher und nicht weiter.

Bedeutet für Sie verzeihen und vergeben dasselbe?

Ja, ich verwende die Begriffe austauschbar, wie im täglichen Sprachgebrauch. Manche unterscheiden aber zwischen den Begriffen. Für sie meint Vergebung die Aufhebung von Schuld, und die kann nur von Gott kommen. Verzeihen ist dagegen das, was wir Menschen tun. Wir können Schuld nicht ungeschehen machen. Aber wir können auf Vergeltung verzichten, auf offene oder versteckte Vorwürfe. Wir können uns entscheiden, den Groll auf den anderen zu überwinden, ihm erlauben, mit sich selbst ins Reine zu kommen und das schlechte Gewissen hinter sich zu lassen. Wenn wir verzeihen, dann tun wir genau das.

Im christlichen Glauben spielt die Vergebung eine zentrale Rolle.

Ja, die Vergebung der Sünden ist ein wesentlicher Teil des Evangeliums, der «frohen Botschaft» im Christentum. Ich erinnere mich gut daran, wie ich mich als junges Mädchen nach Gottesdiensten regelrecht befreit fühlte und wirklich daran glaubte, dass Gott mir die Last der Schuld abgenommen hat. Ich konnte sozusagen mit weisser Weste neu anfangen. Später lernte ich, dass sich der Begriff Sünde sprachlich ableiten lässt von sondern, sich absondern. Die Sünde trennt uns von Gott, sie schafft Distanz.

Wenn wir darum bitten, können wir göttliche Vergebung erlangen. Sollte uns das nicht Vorbild sein?

Nur bedingt – denn selbst wenn man an diese göttliche Verheissung glaubt, lässt sie sich nicht einfach so auf unser Zusammenleben als Menschen übertragen. Vergebungsbedürfnis ist eine Tugend, aber es braucht auch Konfliktfähigkeit, die Kraft, Trennendes auszuhalten, und den Mut, es anzuerkennen. Wer immer gleich verzeiht, nimmt dem anderen vielleicht die Möglichkeit zu bereuen. Dazu kommt: Verzeihen ist nicht dasselbe wie Versöhnung. Vergebung heisst also nicht unbedingt, dass die Beteiligten danach



Zum Vergeben gehört auch, die eigene Vorwurfshaltung loszulassen.

Foto: Annick Ramp

«Nicht immer zu verzeihen heisst, dass ich eine Grenze setze und nicht alles mit mir machen lasse.»

Es spricht also durchaus einiges für das Verzeihen.

Absolut. Als Erstes die Tatsache, dass wir alle mitunter Unrecht tun und uns von anderen Vergebungsbereitschaft wünschen. Natürlich gibt es ganz unterschiedliche Arten von Unrecht. Das Spektrum reicht vom banalen Fehlverhalten im Alltag bis hin zu Demütigungen, Misshandlungen, Gewaltausübung sowie Verbrechen. Unabhängig vom Schweregrad der Schuld steht hinter dem Verzeihen jedoch immer eine Haltung der Humanität.

Wie ist das zu verstehen?

Wir sehen im anderen den ganzen Menschen und reduzieren ihn nicht auf die Tat. Bei Massentötungen oder Attentaten gelingt das oft nicht. Es ist, als ob der Täter als Mensch hinter der Grausamkeit der Tat verschwindet. Grundsätzlich sollten wir aber jedem im Geist der Humanität begegnen, und diese Haltung spricht für das Verzeihen.

Gibt es also aus Ihrer Sicht nichts Unverzeihliches?

Ich will es so formulieren: Wir dürfen einander alles verzeihen. In dieser Entscheidung sind wir frei. Verzeihen heisst ja nicht entschuldigen oder billigen. Wenn jemand wie die KZ-Überlebende Eva Mozes Kor ihren Peinigern vergibt, kann das ein Akt der Befreiung sein, der Selbst-

ermächtigung, der Entschlossenheit, sich nicht mehr vom Gefühl des Opferseins bestimmen zu lassen. Mozes Kor wurde dafür heftig kritisiert. «Man darf doch den Nazis nicht verzeihen», hiess es. Diese Kritik ist verständlich, aber sie ist aus meiner Sicht nicht berechtigt. Die Opfer allein haben das Recht, zu entscheiden, ob sie dem anderen verzeihen oder nicht.

Gefühle wie Wut, Schmerz oder Groll können heftig und belastend sein. Wie kann man sie nachhaltig hinter sich lassen?

Es beginnt damit, diese Empfindungen zuzulassen und ernst zu nehmen. Wir müssen das Geschehene in seiner ganzen Schwere an uns heranlassen, statt nachsichtig «ein Auge zuzudrücken». Erst wenn klar ist, dass es hier wirklich etwas zu verzeihen gibt, können wir den Entschluss fassen, das Gefühl des Grolls zu überwinden. Dazu ist es wichtig, dass wir die Gedanken und Gefühle nicht länger nähren, etwa indem wir die Geschichte wieder und wieder erzählen.

Verzeihen ist anstrengend.

Mag sein, aber ich behaupte auch nicht, dass es leicht geht oder dass es in jedem Fall geht. Die Frage ist doch vielmehr, will man es versuchen? Es ist eine Möglichkeit, aber man darf niemanden dazu zwingen.

Etwa mit Sätzen wie: Ach, wir sind doch alles nur fehlerhafte Menschen. Ja, wir sind Menschen und stehen als solche auch in der Verantwortung. Manchmal ist es zu unserem eigenen Schutz und zum Schutz anderer ratsam, nicht allzu bereitwillig zu verzeihen.

Wenn man geistliche Führer wie den Dalai Lama oder den Südafrikaner Desmond Tutu über Vergebung reden hört, könnte man meinen, mit dem Entschluss zu verzeihen, sei es eigentlich schon getan.

Der Entschluss ist wichtig. Er hilft, die negativen Gefühle nach und nach «auszuhungern», die Vorwurfshaltung zu überwinden und dem anderen seine Schuld nicht länger nachzutragen. Aber Vergebung will gelebt sein, und hier liegt die eigentliche Herausforderung.

Was, wenn sich jemand selber nicht verzeihen kann? Nicht selten haben Menschen, besonders im Alter, mit dem, was sie getan oder eben nicht getan haben.

Auch hier hilft die Haltung der Humanität: Nicht nur die anderen, auch ich selbst bin ein Mensch, und jeder Mensch ist mehr als das, was er tut. Wer Schuld auf sich geladen hat, sollte sich dazu bekennen und unternehmen, was er kann, um den Schaden wiedergutzumachen und seinen Fehler nicht zu wiederholen. Aber mehr geht nicht. Auch wir selbst haben, so wie alle anderen, Wohlwollen verdient.

Gibt es ein Recht auf Vergebung?

Niemand hat ein Recht auf Vergebung. Aber jeder Mensch hat ein Recht darauf, nicht auf einzelne Taten reduziert zu werden. Wenn wir in uns selbst und anderen den ganzen Menschen sehen und anerkennen, ist das oft schon der erste Schritt auf dem Weg zum Verzeihen. Interview: Katharina Kilchenmann



Susanne Boshammer, 52

Die Professorin für Praktische Philosophie an der Universität Osnabrück befasst sich mit Moralphilosophie und angewandter Ethik. Vorher war sie Oberassistentin am Ethik-Zentrum der Universität Zürich und Assistenzprofessorin für Praktische Philosophie an der Universität Bern.

Susanne Boshammer: Die zweite Chance. Warum wir (nicht alles) verzeihen sollten. Rowohlt, 2020.

Begleiter auf einem kurzen Stück Weg

Beruf Beni Seewer ist Busfahrer. Der frühere Forstwart und Sozialpädagoge liebt seinen Job und die Fahrgäste mit all ihren Geschichten. Ihn selber hat das Leben auch nicht immer geschont.

Der Bus kommt aus Ostermundigen. Rasch steigen die Leute am Bahnhof aus, einige steigen ein, suchen sich einen Platz und schweigen hinter ihren Masken. Beni Seewer sitzt am Steuer. Er wirft einen Blick in den Rückspiegel, drückt den Knopf, der sämtliche Türen seines Fahrzeugs zugehen lässt, und startet in Richtung Köniz.

Normalerweise, also ohne Corona, sei hier viel mehr los, erzählt der 53-jährige Berner. «Die Fahrgäste reden, lachen, telefonieren. Jetzt ist es manchmal etwas gar still.» Trotzdem komme es immer noch vor, dass ihm jemand innert vier Stationen das halbe Leben erzähle. Beni Seewer lacht, jedenfalls lassen seine Augen über der Maske darauf schliessen. «Das schätze ich an meinem Job: wenn mir jemand auf der Fahrt vom Salemspital bis zum Bahnhof sein Herz ausschüttet.»

Alles und alle im Blick

Gekonnt steuert er den Bus um die enge Kurve, lässt einer Velofahrerin den Vortritt und kontrolliert rasch auf dem Bordcomputer, ob er den Fahrplan einhält. «Oft merke ich erst nach Feierabend, wie anstrengend es war: der Verkehr, das Fahren, und dabei immer auch aufmerksam sein auf das, was im Bus drin passiert.»

Er passe den Fahrstil seinen Gästen an; wenn etwa eine alte Dame wacklig bei der Tür stehe, bremsen er sorgfältiger ab. Oder wenn am Sonntagmorgen einer seinen Rausch bei ihm im Fahrzeug ausschlafe, dann habe er auch schon mal nachgeschaut, ob alles in Ordnung sei.

«Ich begleite die Leute auf einem kurzen Lebensabschnitt. Das ist für mich genau das Richtige.»

Der Forstwart am Steuer

Beim nächsten Halt steht er kurz von seinem Sitz auf. Eine Frau mit Rollstuhl will zusteigen. Sie winkt

«Ich habe mich zurückgezogen, meditiert, Wanderungen gemacht und mich der Frage gestellt: Wie soll es mit meinem Leben weitergehen?»

Beni Seewer
Busfahrer

ab, sie brauche keine Hilfe. «Okay», ruft er ihr zu und bringt den Bus sanft in Bewegung.

Beni Seewer, der nach der Matura Forstwart lernte und über zehn Jahre lang im Wald arbeitete, ist die Ruhe selbst: heiter, freundlich, unkompliziert und zufrieden mit dem, was gerade ist. Dabei hat das Leben



Beni Seewer im Busfahrer-Tenue, das er gerne trägt.

Foto: Pia Neuenschwander

schon etliches von ihm abverlangt. Mit 23 wurde er Vater, lebte zusammen mit seiner Frau und den beiden Töchtern bis zu jenem verhängnisvollen Tag im März 2010. Es war kurz nach der Berner Fasnacht, als er erfuhr, dass seine Frau auf ihrer Skitour von einem Schneebrett mitgerissen wurde. «Sie war sofort tot», sagt Beni trocken. «Und für mich war umgehend klar, dass sie nochmal nach Hause kommen musste.»

Eine Woche lang war ihr Körper in der Wohnung aufgebahrt. «Das hat uns allen die Möglichkeit gegeben, Abschied zu nehmen.» Viele seien vorbeigekommen, Familie, Freundinnen, Nachbarn. «Da ergaben sich oft gute Gespräche, was ich

sehr schätzte. Ich würde es wieder so machen.»

Ein schweres Jahr

Die Zeit danach sei sehr schwer gewesen. «Es war für uns alle unglaublich schmerzhaft. Aber dass die Mädchen ihre Mutter verloren hatten, das war das Allerschlimmste.» Die Ältere habe erst vor Kurzem das Album mit Familienbildern angeschaut, das er damals für sie gemacht hatte. «Das erste Jahr war hart, aber die Zeit schweisste uns auch zusammen. Bis heute sind wir ein tolles Team.» Als wieder Fasnacht war, nahm ihn eine Arbeitskollegin mit ins bunte Treiben. Dort sei ihm klar geworden, dass er zwar

Beni Seewer, 53

Beni Seewer ist in Ostermundigen aufgewachsen, machte nach der Matura eine Lehre als Forstwart und arbeitete viele Jahre im Wald. Berufsbegleitend liess er sich später zum Sozialpädagogen ausbilden und war in verschiedenen Institutionen angestellt. Seit gut einem Jahr fährt er Busse bei Bernmobil. Er hat zwei erwachsene Töchter.

seine Frau verloren hatte, nicht aber seine Zukunft. «Ich war bis zu dem schlimmen Ereignis glücklich und kann es auch wieder werden», fasst Beni Seewer die Erkenntnisse von damals zusammen.

Auszeit und Neustart

Seither ist er konsequent: Er macht nichts mehr, das ihm nicht gefällt. «Nicht dass ich erwarte, dass mein Leben, mein Beruf und die Beziehung mit meiner neuen Partnerin immer Spass machen müssen. Aber ausharren in etwas, das keine Freude bereitet, das will ich nicht.» So hat der damals 43-Jährige nach dem tragischen Unfall zwar noch seine Zweitausbildung als Sozialpädagoge abgeschlossen, kündigte aber bald darauf die Stelle in einer Wohngruppe für Erwachsene und nahm eine Auszeit.

«Ich habe mich zurückgezogen, habe meditiert, Wanderungen gemacht und mich der Frage gestellt: Wie soll mein Leben weitergehen?» Er suchte etwas Neues, etwas, das er noch nie gemacht hatte. «Die Idee, Busse oder Reiseautos zu fahren, begeisterte mich total.» Also erwarb er beim Unternehmen Postauto in 52 Fahrstunden das nötige Know-how; seinen Arbeitsplatz hat er nun bei Bernmobil.

An der Endstation angekommen, steigt Beni Seewer nach einem Kontrollgang durch den Bus aus, und dehnt und streckt sich ausgiebig. «Während meiner Auszeit lernte ich die Übungen des Qigong kennen», erklärt er. Zur Illustration lässt er seine Arme würdevoll in die Höhe schweben und atmet tief ein und aus. «Die Bewegungsmeditation aus China kommt mir jetzt zugute», meint er lachend. «So wie alles andere auch, das zu meinem Leben gehört.» Katharina Kilchenmann

«Virologische Expertisen dürfen nicht das Soziale definieren»

Gesellschaft Solidarität von allen – beim Verzichten und beim Schützen: Das fordert die EKS in einer Publikation zur Triage in der Intensivmedizin.

Die letzten Monate haben gezeigt: Bei einer Pandemie wie Covid-19 können Ressourcen in Schweizer Spitälern knapp werden. Was tun, wenn sie nicht mehr ausreichen? Wie soll entschieden werden, wer behandelt wird?

Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) hat hierzu unter dem Titel «Aus Unglück darf nicht Ungerechtigkeit werden» zehn Fragen und Antworten publiziert. Der Verfasser und Beauftragte für Theologie und Ethik der EKS, Frank Mathwig, weist auf die ethischen Probleme von Triage-Entscheidungen hin und skizziert Vorschläge für einen fairen Umgang mit der intensivmedizinischen Knappheitssituation. Mathwig argumentiert für eine solidarische, gesellschaftliche Lösung. Es sei im Interesse aller, tragische

Situationen für Betroffene und belastende Entscheidungen für das medizinische Personal zu vermeiden, schreibt er.

Keine medizinische Frage

Für den Theologen ist es zentral, dass «die Massstäbe, nach denen entschieden wird, in den Kompetenzbereich von Gesellschaft, Politik und Recht gehören», wie er auf Anfrage sagt. Das Recht auf Gesundheitsversorgung sei in Verfassung und Menschenrechten garantiert. Also: «Ein Zuwiderhandeln wie die Triage muss daher gesellschaftlich und politisch legitimiert werden.» Mathwig findet, dass insbesondere das Medizinpersonal die öffentliche Debatte einfordern sollte. Denn ihm würden ja die tragischen Entscheidungen aufgebürdet.

Weiter sollte jeder Mensch für sich selbst die Frage klären, ob er in einem Triage-Fall intensivmedizinische Behandlung wünscht oder verzichtet, schlägt der Theologe in der Publikation vor. Der Entscheid solle dokumentiert werden.

Pflicht, andere zu schützen

Dieser «Akt der Solidarität» ist für Mathwig aber an zwei Bedingungen geknüpft. Erstens müsste für verzichtende Menschen «eine angemessene palliative Begleitung garantiert» werden. Er präzisiert: «Sie müssten ohne Erstickungsnot sterben können, ohne Angstzustände und schmerzfrei.» Zweitens stehe die Gesellschaft den Verzichtenden gegenüber in der Pflicht, sie vor Ansteckungsgefahren zu schützen. Die Solidarität des Verzichts durch die

einen verlange also die Solidarität des Schutzes durch die anderen.

Neben der Garantie für gute Palliativmedizin stellt Mathwig zwei weitere Forderungen. Freiheitsrechte von Menschen in Institutionen und Heimen dürften nicht eingeschränkt oder verboten werden, ebenso wenig die Besuchsmöglichkeit sterbender Angehöriger. «Jeder Mensch habe ein Anrecht auf ein menschenwürdiges Leben im Hier und Jetzt», betont der Ethiker. Und virologische Expertisen und Statistiken dürften nicht soziale Begegnungen definieren. «Eine Überlebensgemeinschaft kann keine freie, humane und sinnerfüllte Gesellschaft sein», hält er fest.

Auf die Frage, wie heute Medizinpersonal in Triageen entscheiden solle, sieht sich Frank Mathwig «etwas in die Bredouille» gebracht, weil es noch nicht spruchreife Entwicklungen gebe. Die Richtlinien der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften findet er praktisch kaum umsetzbar – und eine dringliche Diskussion daher unabdingbar. Marius Schären

Mehr zum Thema: reformiert.info/triage



Foto: ???

«Die Massstäbe, nach denen entschieden wird, gehören in den Kompetenzbereich von Gesellschaft, Politik und Recht.»

Frank Mathwig
Beauftragter Theologie und Ethik

Adonia, Trinerweg 3, 4805 Brittnau
Bestell-Telefon: 062 746 86 46, E-Mail: order@adonia.ch adonishop.ch
Versandkostenfrei ab CHF 45.-

Geschenkideen mit Wert

Mundartworship für Kids und Preteens

Kids Praise, Vol. 2

Vol. 2 bietet 21 coole Songs mit trendigen Arrangements. Neu aufgelegte Mundart-Klassiker treffen auf erstmals veröffentlichte Dialektfassungen von Evergreens und aktuellen Worship-Hits. Diese Lieder eignen sich bestens für zu Hause zum Mitsingen, für den Einsatz im Kindergottesdienst und in Camps sowie den Einsatz in Konfirmationsklassen und Jungscharen.

CD | A128701 | CHF 29.80, ab 10 Ex. 25 %
Liederheft | A128702 | CHF 16.80, ab 10 Ex. 50 %
Playback-CD | A128703 | CHF 35.-
Set (CDs Vol. 1+2, Liederhefte Vol. 1+2) | A128705 | CHF 59.80 statt 93.20

mp3 adonishop.ch **Günstiger im Set**

Topseller, 21 Songs
Die ultimative Repertoire-Ergänzung
Günstig im Set mit Vol. 1

Bibel

Die Bibel – Biblegrafix
Claudia Kündig

In je 7 Bildern werden die Geschichten auf einer Doppelseite erzählt. Im Biblegrafix-Stil von Claudia Kündig gezeichnet, können diese von Mitarbeitenden in Sonntagsschule, Kinderfreizeiten, Jungscharen, Kinderbibelwochen einfach auf Flipchart nachgezeichnet und dazu die Geschichten erzählt werden. Mit den kurzen Texten pro Bild eignet sich die Bibel aber auch für Jugendliche und Erwachsene, um eine Übersicht über den Ablauf der Bibel zu erhalten.

Buch | B134179 | CHF 28.- | Hardcover, 17 x 24, **200 S.**

Endlich eine Bibel im Comicstrip-Stil

Die Bibel
Comicstrip von Claudia Kündig
Neu

Serie für Kinder ab 3 J.

Hörbible für di Chliine

über 850 Minuten Hörspiel- und Liederspass!

CHF 199.- statt 297.-

15-CD-Box | AHB00-01

15 CDs Hörbible für di Chliine

Wie ein Bilderbuch erzählt: Die wichtigsten biblischen Geschichten werden liebevoll für Vorschul- und Kindergartenkinder erzählt.

cBooks
Günstig christliche Medien shoppen im neuen Online Shop

cBooks.ch

Adonia

Das wohl beste Camperlebnis für meine Kinder!

letzte Plätze Frühling 2021

MUSICALCAMPS

1 Woche • biblisches Musical • zwei bis vier öffentliche Aufführungen • Spiel, Spass, Freundschaften • auseinandersetzen mit dem christlichen Glauben • **Frühling (13 - 20 J.), Sommer/Herbst (9 - 13 J.)**

SPORTCAMPS

1 Woche • Fussball und Unihockey • Carfahrt zum Turnier gegen andere Camps • Finalturnier • auseinandersetzen mit dem christlichen Glauben • **Sommer (9 - 15 J.)**

Infos und Anmeldung auf adonia.ch/anmeldung

Adonia, Trinerweg 3, 4805 Brittnau, 062 746 86 46, info@adonia.ch

krebsliga schweiz

Mehr Menschen sollen von Krebs geheilt werden. Helfen Sie, diese Vision mit Ihrem letzten Willen zu verwirklichen.

Bei Fragen sind wir gerne für Sie da: 031 389 92 12

krebssliga.ch/erbschaften

ZEW O ZERTIFIZIERT

✂

Ich möchte den Ratgeber zum Thema Testament bestellen:

Vorname, Name _____ Strasse _____

PLZ, Ort _____ E-Mail-Adresse _____

Talon senden an: Krebsliga Schweiz, Manuela Daboussi, Effingerstrasse 40, Postfach, 3001 Bern

19

«Niemand hat mich jemals um Verzeihung gebeten»

Whistleblower Adam Quadroni aus Ramosch im Unterengadin hat geholfen, einen der grössten Baukartell-Skandale in Graubünden aufzudecken. Er verlor dadurch seine Firma und seine Familie.

Wie geht es Ihnen nach allem, was passiert ist?
Adam Quadroni: Ich existiere. Aber ich lebe nicht mehr.

Im Jahr 2006 sind Sie aus dem Baukartell im Engadin ausgestiegen. Warum zogen Sie einen Schlussstrich?

Man zieht nicht nur einfach einen Schlussstrich. Gerade weil ich Teil des Systems war, versuchte ich über Jahre immer wieder im Gespräch zu einer Lösung zu kommen. Zuerst mit den Bauunternehmern, die mir daraufhin drohten und mich erpressten. Mit dem Gemeindepräsidenten, der umgehend den Kopf des Baukartells benachrichtigte. Beim Tiefbauamt Graubünden, welches mir dankte und mich boykottierte. Auch von der lokalen Zeitungsredaktorin erhielt ich nie eine Antwort. Erst als sich 2012 die Wettbewerbskommission einschaltete, musste sich die Kantonsregierung zwangsläufig damit befassen.

Es ging um geheime Preisab-sprachen der Bauunternehmer. Man nannte Sie einen Verräter. 2017 wurden Sie in eine psychiatrische Klinik zwangseingeliefert, dort unverzüglich wieder entlassen. Die Polizei stufte Sie zu Unrecht als gemeingefährlich ein. Glauben Sie noch an den Rechtsstaat?
Im Kanton Graubünden nicht mehr. Ich hoffe auf den Schweizer Rechtsstaat, nicht zuletzt weil Herr Giuseppe Nay, ehemaliger Bundesrichter und wichtigster Unterstützer, mich dazu ermutigt.

Das Bündner Parlament verlangte eine Untersuchung. Der PUK-Bericht konnte kein Fehlverhalten Ihrerseits feststellen, dafür unrechtmässige Einsätze bei der Polizei. Fühlen Sie sich rehabilitiert?
Ja und Nein. Der PUK-Bericht rehabilitiert mich in allen Teilen. Für die Bündner Regierung und Behörden gelte ich weiter als Übeltäter. Mit ihrer Hilfe ist es meiner Frau gelungen, mir meine Kinder wegzunehmen. Es gab für meine Kinder keine



Adam Quadronis Weihnachtsschmuck hängt seit 2017, den letzten Weihnachten mit den Kindern.

Foto: Mayk Wendt

«Ich besuche die Kirche oft allein und rede mit Gott.»

Adam Quadroni
Bauunternehmer

unabhängige Instanz, bei der sie ihre Sicht darstellen durften.

Steht Ihnen niemand bei?

Doch. Die Solidarität ist gross – auch ausserhalb des Kantons. Ich erhalte viele ermutigende Briefe, Anrufe und Hilfe jeder Art. Manche halten sich zurück, weil sie fürchten, in Schwierigkeiten zu kommen. Kann ich verstehen. Ich bin das abschreckende Beispiel dafür.

Gab es Unterstützung aus dem Dorf? Der Kirchgemeinde?

Aus dem Dorf hinter vorgehaltener Hand. Die Kirche hat mich enttäuscht. Meine Firma renovierte die Kirche. Aber ich besuche die Kirche oft allein und rede mit Gott.

Also Sie beten?

Nein, ich rede. Ich stelle Fragen. Wer gibt mir meine Kinder zurück? Warum entschuldigt sich die Bündner Regierung nicht?

Wenn sie das täte, könnten Sie vergeben?

Ich kann nur jemandem vergeben, der mich darum bittet. Dann sieht er ein, dass er etwas falsch gemacht hat. Niemand hat mich jemals um Verzeihung gebeten. Für das von der PUK deklarierte Fehlverhalten steht die Regierung nicht gerade. Es gab Menschen, die mich anstelle der Regierung um Verzeihung baten. Es braucht Charakter, um jemanden um Verzeihung zu bitten.

Sie tragen Ihren Ehering, obwohl Ihre Frau auf Scheidung klagt?

Dieser Ring symbolisiert für mich nicht mehr die Ehe, sondern die Familie. Wenn ich ihn abnehmen würde, dann würde ich auch meine Kinder «weglegen». Dies wird niemals geschehen. Interview: Rita Gianelli

Adam Quadroni, 51

Die vom Grossvater gegründete Quadroni SA ging nach dem Ausstieg aus dem Baukartell konkurs. Quadronis Aufsichtsbeschwerden gegen KESB, Polizei und Hausarzt wurden vom Bündner Regierungsrat abgewiesen. Erst nach der Publikation des Baukartell-Skandals im Online-Magazin republik 2018 erstattete der Regierungsrat Anzeige gegen Unbekannt. Gegen die Verantwortlichen des Polizeieinsatzes läuft ein Strafverfahren. Im Frühling 2021 erscheint der zweite Teil des PUK-Berichts.

Kindermund



Ihro Heiligkeit und die Frage nach dem Staatshaushalt

von Tim Krohn

Die Sache mit den Heiligenscheinen liess Bigna nicht los. «Sind Könige Menschen?», fragte sie mich am Dreikönigstag. «Ja.» «Aber warum dürfen sie dann heilig sein und wir anderen nicht? Das ist doch ungerecht.» «Wo Könige leben, ist vieles ungerecht», gab ich zu, «trotzdem glaube ich nicht, dass sie heilig sind. Nicht in den Augen unseres Pfarrers.» Sie stutzte. «Dann nützt es nichts, dass ich Königin werde, um einen Heiligenschein zu bekommen? Das war nämlich mein Plan.» «Geht es dir immer noch darum, heimlich unter der Bettdecke zu lesen? Hast du nicht zu Weihnachten eine Taschenlampe bekommen?» «Doch, aber wenn ich beim Lesen einschlafe, sind am Morgen die Batterien leer, und die muss ich aus meinem Taschengeld bezahlen. Da ist ein Heiligenschein viel praktischer.»

«Dann hilft es tatsächlich, wenn du Königin wirst. Der werden die Batterien vom Staat bezahlt.» Bigna rümpfte die Nase: «Ein Heiligenschein ist eben auch einfach schick. Egal. Wie wird man denn Königin?» «Na ja, diese drei Könige heissen auch «die Weisen aus dem Morgenland». Und weise wird ...» «Was heisst «weise»?», unterbrach sie mich. «Klug und ruhig», antwortete ich, «weise Menschen denken nach, aus ganz verschiedenen Richtungen, bevor sie ein Urteil fällen. Dann erst bilden sie sich eine Meinung.»

«Schön, das kriege ich hin. Was brauche ich noch?» «Nichts, das ist schon alles.» «Aus dem Morgenland müsste ich noch kommen», erinnerte sie mich. «Tust du doch: Die Val Müstair ist der östlichste Zipfel der Schweiz, und im Osten beginnt der Morgen.» «Dann bin ich jetzt schon eine Weise aus dem Morgenland?» «Nun ja, diese drei waren zudem sehr mutig. Und neugierig. Sie sind weit gereist, nur um zu sehen, was dieser helle Stern bedeutet. Reisen waren damals richtig gefährlich, vor allem für reiche Leute. Und die drei waren reich, das zeigen ihre Geschenke ans Christkind.» Bigna fragte: «Und trotzdem hat der Staat ihre Batterien bezahlt?» «Ja, leider. Den Reichen bezahlt der Staat viel mehr als den Armen.» «Das muss man ändern!», rief sie. «Kannst du, wenn du Königin bist.» «Und ob! Und meine Batterien kaufe ich mir jetzt schon selbst.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Von Adam bis Zippora

Josef

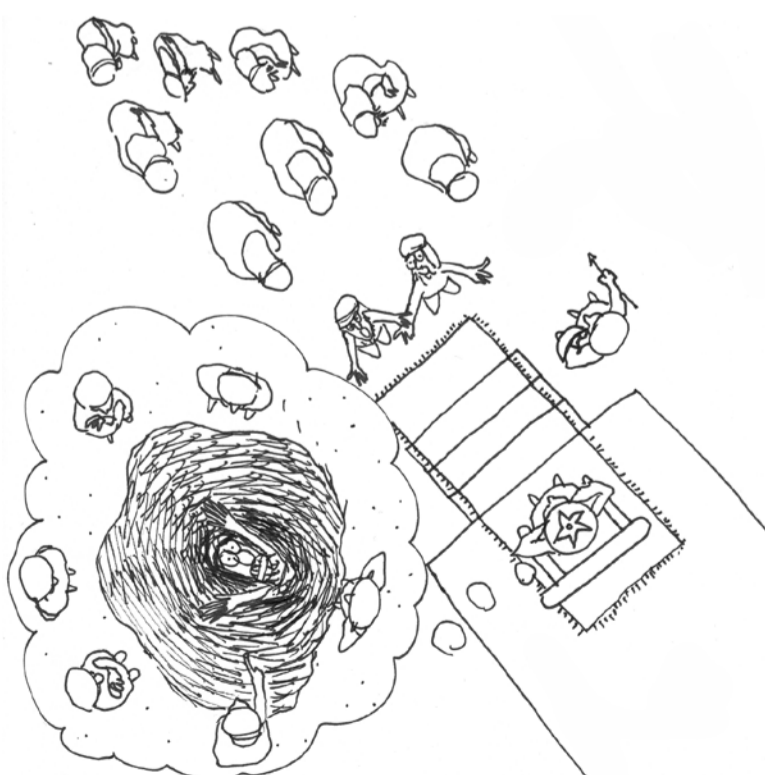
«Die sieben fetten Jahre sind vorbei, nun kommen die sieben mageren Jahre.» Von Finanzchefs in Politik und Wirtschaft wird diese Redensart oft gebraucht. Kaum bekannt ist, dass sie aus der Bibel stammt. Der junge Hebräer Josef (nicht identisch mit Josef, dem Vater Jesu) wird von seinen neidischen Brüdern in einen Brunnen geworfen, nach Ägypten verkauft und dort wegen eines angeblichen Vergehens eingekerkert. Dann erlangt er die Aufmerksamkeit des Pharaos und deutet dessen Traum von sieben fetten und sieben mageren Kühen.

Ägypten werde nun sieben fette und sieben magere Jahre erleben, prophezeit Josef. Stracks wird er

vom Herrscher am Nil zum Unterkönig erhoben und mit der Schaffung eines Getreidevorrats für die mageren Jahre betraut. Als die Hungersnot kommt, kann das Volk von den Notvorräten zehren. Sogar aus der Fremde kommen Notleidende, darunter sein Vater Jakob, die Brüder und ihre Familien. Es kommt zur Versöhnung, und den Brüdern wird Land am Nildelta zugewiesen.

Die Josefgeschichte ist eine spannende, in sich geschlossene biblische Erzählung innerhalb der sogenannten Vätergeschichten. Hauptmotiv ist die göttliche Fürsorge: Wer in Gott wandelt, dem kann auch ein tiefer Fall nichts anhaben. Hans Herrmann

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert

	<h1>SCHULEN MIT WERTEN IN BERN</h1> <ul style="list-style-type: none"> • Fördernde Lernatmosphäre und Persönlichkeitsbildung • Begleitung und Beratung • Innovative Ausbildungskonzepte • Attraktive Lage mitten in Bern • Kantonal und schweizerisch anerkannte Abschlüsse
	<h2>AM FREIEN GYMNASIUM BERN</h2> <p>5. und 6. Vorbereitungsklasse Untergymnasium (7. und 8. Schuljahr) Fokusklasse Gymnasium (9. Schuljahr) Gymnasium mit Schwerpunktfächern ab 2. Semester Gym1 (Quarta) Zweisprachige Matura</p> <p>> weitere Informationen: www.fgb.ch oder Tel. 031 300 50 50</p>
	<h2>AM CAMPUS MURISTALDEN</h2> <p>Volksschulstufe (Basisstufe bis 9. Kl.) Brückenangebote (9. und 10. Schuljahr) Langzeitgymnasium (ab 7. Klasse) Gymnasium mit Schwerpunktfächern ab Gym2 (Tertia) Zweisprachige Matura (Englisch) Stadtinternat für Jugendliche Kirchlich-Theologische Schule (KTS)</p> <p>> weitere Informationen: www.muristalden.ch oder Tel. 031 350 42 50</p>
	<h2>AN DER NMS BERN</h2> <p>Volksschulstufe (1. bis 9. Schuljahr) 4 verschiedene 9. Schuljahre 10. Schuljahre (Sek.+Real) Progymnasium (ab 5. Klasse) Langzeitgymnasium (ab 7. Klasse) Gymnasium mit Schwerpunktfächern ab Gym2 (Tertia) Fachmittelschule mit Fachmaturität Studium LehrerIn, Kindergarten und Primarstufe</p> <p>> weitere Informationen: www.nmsbern.ch oder Tel. 031 310 85 85</p>



Kurse und Weiterbildung

... meinem Leben auf der Spur ...
Biografiearbeit und lebensgeschichtliches Erzählen.
Würdigen von individuellen Lebensgeschichten
27.01.2021: Persönliche Biografiearbeit
24.03.2021: Methoden des biografischen Erzählens
Jeweils 14.00 – 17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 06.01.2021

**Lernen vor Ort: «Lichtblicke»
Erwachsenenbildung**
Regionale Erwachsenenbildung von 5 Kirchgemeinden kennenlernen
Erwachsenenbildung regional auszuschreiben, bietet für die Vorbereitenden und die Teilnehmenden Chancen. Die 5 Kirchgemeinden Messen, Limpach, Grafenried, Bätterkinden und Utzenstorf haben es mit «Regio-Lichtblicke» gewagt und bereits über 10 Jahre Erfahrung gesammelt.
Referenten: Dieter Alpstätig, Pfarrer Bätterkinden; Reto Beutler, Pfarrer Utzenstorf; Daniel Sutter, Pfarrer Grafenried
11.03.2021, 19.00 – 21.00 Uhr
Kirchgemeindehaus Utzenstorf
Anmeldeschluss: 25.02.2021

Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24


**Den Weg des Herzens gehen:
Jahreskurs Spiritual Care**
Die religiöse und spirituelle Dimension in der Begleitung
Der Kurs richtet sich an Freiwillige in der Palliative Care. Er wird unter strengen Covid-Schutzmassnahmen durchgeführt.
Kursleitung: Franz Liechti-Genge, Pfarrer, Lehrender Transaktionsanalytiker, Supervisor BSO
20.03.2021 – 26.03.2022
Kursorte: Porrentruy und Bern
Kurzfilm: kirchenpalliativebern.ch
Flyer anfordern: kursadministration@refbejuso.ch
Kosten: CHF 450.- / ohne Reise
Verlängerung Anmeldeschluss: 31.01.2021

Im Laufe der Zeit
4 Jahreszeitenwanderung
Wir treffen uns viermal in unterschiedlichen Jahreszeiten zu derselben Tageswanderung von der Bergstation Sunnbüel / Kandersteg auf die Gemmi. Von dort mit der Bahn nach Leukerbad und zurück nach Hause. Gemeinsam entdecken wir «die Wunder der Natur im Laufe der Zeit».
21. oder 22.05.2021, 06. oder 07.08.2021, 08. oder 09.10.2021, 14. oder 15.01.2022
Bei Anmeldung alle in Frage kommenden Daten angeben! Entscheidung nach Anmeldestand, welche Daten passen
Jeweils ab 09.00 Uhr
Anmeldung: Daniela Wäfler, Kirchgemeinde Johannes, Bern, daniela.waefler@refbern.ch

Änderungen aus aktuellem Anlass vorbehalten.



Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées Berne-Jura-Soleure



Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Ist es Zeit, beruflich nochmal etwas anderes zu wagen? Lust, mit Menschen unterwegs zu sein und Fragen über Gott und die Welt zu stellen? Interesse, reformierte Pfarrerin, reformierter Pfarrer zu werden?

Die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn führen zusammen mit der Theologischen Fakultät der Universität Bern ein Ausbildungsprogramm für Akademikerinnen und Akademiker mit universitärem Masterabschluss und Berufserfahrung durch. Auch PH- und FH-Abschlüsse auf Masterstufe werden auf ihre Äquivalenz hin überprüft.

ITHAKA Pfarramt

Intensivstudium Theologie für Akademikerinnen und Akademiker mit Berufsziel Pfarramt

Vollstudium und Lernvikariat dauern zusammen vier Jahre. Ein Teilzeitstudium ist möglich. Der Einstieg ins Studium steht bis zum 55. Altersjahr offen. Das Studium wird jedes Jahr angeboten, ein Beginn im Herbstsemester empfiehlt sich.

Informationen/ Anmeldeunterlagen:
www.kopta.unibe.ch/studium/ithaka

Auskunft über das Ausbildungsprogramm und mögliche Stipendien geben gerne Pfm. Martina Schwarz, martina.schwarz@theol.unibe.ch, 031 632 35 66 sowie zum Studium an der Universität Prof. Dr. Stefan Münger, stefan.muenger@theol.unibe.ch, 031 631 80 63.



Wanderexerzitien auf den Spuren...

... von Teresa von Avila - Kastilien
«Solo Dios basta! - Gott allein genügt»
3.-11. September 2021

... der frühen christlichen Gemeinden - Türkei
«Siehe, ich schaffe alles neu...» (Offb 21,5)
2.-9. Oktober 2021

mit Theres Spirig-Huber und Karl Graf, Bern

Mehr Infos unter www.terra-sancta-tours.ch, Telefon 031 991 76 89.



Jetzt SPICK verschenken!



Hallo, kleiner tiger!
Ein Tigerbaby macht einen tollen Scherz!

www.spick.ch

reformiert.

Folgen Sie uns auf [facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)

www.humanrights.ch

→ Über uns → Freiheitszug | PC 34-59540-2



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Porträt

Ein Journalist, in dem ein Feuer lodert

Medien Im Heimatland Jemen wurde Firas Shamsan verfolgt, weil er als Journalist Gewaltfreiheit forderte. Doch für das freie Wort kämpft er weiter.



Die untere Altstadt in Bern erinnere ihn an Jemens Hauptstadt Sanaa, sagt Firas Shamsan.

Foto: Daniel Rihs

Besonders eindringlich spricht Firas Shamsan, als sich das Gespräch um die Zukunft und ums Schicksal dreht. Was geschehen ist, das sei vorbei, sagt er. Was sein werde, wisse er nicht. Aber heute könne er etwas tun. Er wolle nicht einfach warten. «Und es ist meine Wahl, was ich tue. Es ist einfach, Opfer zu sein. Aber ich kann auch wählen, ob ich Opfer sein will – oder nicht.»

Wer dem 34-jährigen Fotografen, Filmer und Blogger begegnet, hat kaum den Eindruck, er stehe einem Opfer gegenüber. Shamsans Augen lachen oft. Ein Feuer scheint in ihm zu glühen, trotz seiner ruhigen und bedachten Art. Er erzählt über-

legt, untermalt mit plastischen Bildern, und das alles mit einer ganz persönlich wirkenden Intensität. Diese anpackende und zuversichtliche Art lässt einen seine Fluchtgeschichte und seine Situation beinahe vergessen: Bis am 14. Januar muss er den Asylantrag einreichen. Wie es dann weitergeht, ist momentan noch völlig unklar.

Neutralität kam schlecht an
Mit 22 Jahren, im Jahr 2008, begann Firas Shamsan im Jemen als Journalist zu arbeiten. Bis 2011 habe er am «Media College» studiert, dann sei er rausgeworfen worden. «Ich habe mich geweigert, in meiner Ar-

beit als Journalist Partei zu ergreifen.» Ausserdem nahm er während des Arabischen Frühlings an Demos teil, die zum Sturz des Präsidenten Ali Abdullah Saleh führten.

Firas Shamsan, 34

Der Blogger, Filmer und Fotograf ist im Jemen aufgewachsen. Dank des Programms «Writer-in-Exile» des Autorenverbandes Pen-Zentrum lebt er seit Anfang 2019 in Bern – noch bis Mitte Januar. Im Februar soll sein Buch «One way ticket» mit autobiografischen Texten erscheinen.

Shamsan produzierte dann politische und soziale Reportagen und engagierte sich für eine Kampagne, die Junge zur Ausbildung aufforderte statt zum Beitritt zu gewalttätigen Gruppierungen. So entstand fantime.net, ein Portal für Kultur, das Shamsan bis heute leitet.

Doch die Kriegsparteien im eigenen Land kamen nicht mit dem Journalisten zurecht, der sich auf keine Seite schlagen wollte und Gewaltverzicht forderte. «Ich wurde verbal und körperlich angegriffen», sagt Shamsan. Er flüchtete nach Ägypten, um dort weiter zu arbeiten. 2014 wurde er in Kairo verhaftet. Man beschuldigte ihn, mit falschen Nachrichten den öffentlichen

«Schickt mehr Bücher und Schokolade in den Jemen – aber keine Waffen.»

Frieden und die Sicherheit zu gefährden. Für einen Monat warfen sie ihn ins Gefängnis, wo sie ihn misshandelten und folterten. Die Folgen spürt er noch jetzt.

Und endlich geht er frei

«Heute brauche ich wenigstens den Stock nicht mehr beim Gehen», sagt Firas Shamsan – und lacht. Das war anders, als er im Januar 2019 nach Bern kam. Die Stadt war das erste Schweizer Mitglied beim International Cities of Refuge Network und bot dem Jemeniten gemeinsam mit dem Pen-Zentrum ein zweijähriges Arbeitsrefugium. «Aber am Anfang hatte ich vor allem mit den körperlichen Beschwerden zu kämpfen und brauchte viel Physiotherapie», sagt Shamsan. Erst langsam entdeckte er dann Stadt und Leute.

Schwer verständlich ist für den 34-Jährigen, was Freundschaft in der Schweiz heisst. Wieder lacht er: «Es kommt mir vor wie Schnee, der langsam schmilzt. Zuerst kalt. Hier rufen sich selbst Verwandte vor einem Treffen an. Im mittleren Osten ist man jederzeit willkommen, mit offenen Armen.» Doch er habe auch Freunde gefunden. Und möchte sich gerne von hier aus weiter engagieren für die Freiheit der Meinungen und der Menschen. Dazu könne auch die Schweiz beitragen, sagt Shamsan, jetzt ganz ernst: «Schickt mehr Schokolade, Bücher, Musikinstrumente in den Jemen. Aber keine Waffen.» Marius Schären

Gretchenfrage

Margrit Sprecher, Journalistin:

«Religion sollte strikt Privatsache bleiben»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Sprecher?

Persönlich hat mein Konfirmationsspruch «Wandelt wie die Kinder des Lichts» immer noch Gültigkeit für mich. Allgemein finde ich, dass die Religion strikt Privatsache bleiben soll. Symbole, die den eigenen Glauben herausstellen, empfinde ich als unangenehm, aufdringlich und bedrohlich. Denn in jeder Religion lauert die Gefahr, Menschen anderen Glaubens zu bedrängen, diskriminieren und zu verfolgen.

Sie porträtieren mit Vorliebe «Sünder», sprich Kriminelle. Warum?

Jeder Journalist und jede Journalistin weiss aus eigener Erfahrung: Alle glücklichen Ehen gleichen sich. Beschreibt man eine, beschreibt man alle. Das Gleiche gilt für brave Menschen. Ganz anders die «Sünder». Sie führen ein turbulentes Leben, gehen Risiken ein, steigen hoch und fallen tief. Das ist spannend und lehrreich. Denn Kriminelle sind Stellvertreter der eigenen bösen Seite und zeigen auf, wo Konflikte in der Gesellschaft liegen.

Gibt es in der Kirche etwas, das Sie reizen würde zu recherchieren?

Missionare. Wer getraut sich heute noch zu missionieren? Wie verkauft man die christliche Religion in der Dritten Welt? Und wie in China oder Russland? Wer lässt sich bekehren und warum? Wie erklären sie den neuen Büdern und Schwestern die kriminellen Taten der einstigen Kolonialherren?

Sie waren Gerichtsreporterin.

Haben Sie sich bei Verhandlungen zuweilen gefragt: Wo ist hier Gott?

Nein. Meine Frage heisst: Was ist diesem Täter zugestossen, damit er zu dieser Tat fähig war? Denn es gibt – ausser den krankhaft Veranlagten – keine geborenen Verbrecher. Oft begann alles damit, dass ein Mensch zur falschen Zeit mit den falschen Freunden am falschen Ort stand. Statt zu triumphieren: Schön, bin ich nicht wie der, sollte der Leser, die Leserin denken: Alles Zufall. Ich hatte einfach nur Glück.

Interview: Constanze Broelemann



Die Journalistin Margrit Sprecher gilt als die «Grande Dame» der Schweizer Reportage. Foto: Fabian Biaso

Christoph Biedermann



Tipp

Silvesternacht

Zu Hause alleine ins neue Jahr rutschen

Ein Jahr geht zu Ende, das von Krise und Todesfällen geprägt war. Silvester mit Pomp und in Menschenmassen feiern? Geht nicht. Weshalb also sich am letzten Tag des Jahres 2020 zu Hause nicht ein Programm zusammenstellen, das Künstlerinnen und Künstler würdigt, die dieses Jahr von uns gegangen sind?

Etwa mit einer Playlist mit Musik der französischen Chansonsängerin Juliette Gréco, des italienischen Komponisten Ennio Moricone oder des amerikanischen Rock-'n'-Roll-Sängers Little Richard. Wer lieber ein

Buch liest, hätte eine grosse Auswahl an Spionageromanen des britischen Schriftstellers John le Carré zur Auswahl oder die packenden Romane des spanischen Autors Carlos Ruiz Zafon.

Auch das Filmprogramm gestaltet sich vielfältig: «Der Name der Rose», «die Unbestechlichen», «Diamantenfieber» oder ein anderer Film mit Sean Connery, der am 31. Oktober im Alter von 90 Jahren verstorben ist. Oder wie wäre es mit der zaubernden Olivia de Havilland im «Vom Winde verweht» oder Diana Rigg in «Mit Schirm, Charme und Melone»? Mit «Die Commitments» oder «Midnight Express» erinnern wir uns an den Regisseur Alan Parker. Egal, wie Sie den Abend gestalten, rutschen Sie gut! nm